



DEFNE SUMAN

TOCHTER
EINER
LEUCHTENDEN
STADT

ROMAN

List

Stavros warf seiner Mutter einen zornigen Blick zu. Musste das mit dem Hemd ausgerechnet jetzt sein? Panayota biss sich auf die Unterlippe, um nicht loszuprusten. In der schmerzlichen Einsicht, nicht die erhoffte Aufmerksamkeit zu bekommen, trat Minas, zur seilspringenden Adriana hinschielend, einen Schritt vor und begann mit seiner dünnen Stimme einen kreischenden Singsang, zu dem er sich mit einer Rassel begleitete.

Fustanella bald in Smyrna,
Gleich danach Hagia Sophia,
Dem Türken nur der Rote Apfel,
Zito zito zito o Venizelos!

Die anderen Jungen stimmten in den Marsch ein. Zahnlose alte Frauen nickten im Rhythmus mit, als lauschten sie einfach einem fröhlichen Lied, während die seilspringenden Mädchen sich kichernd anstießen.

»Du bist raus!«, rief Tasula vom Mäuerchen her. »Du bist raus, und zwar ganz und gar!« Sie war Adrianas kleine Schwester. Nun fing auch sie ein Lied an, und Elpinikis kleine Schwester Afrula sang sogleich mit.

Ach, wie ich für dich brenne,
ach, wie sehr ich dich liebe,
Çifte telli yalelli.

»Haltet gefälligst den Schnabel, sonst könnt ihr was erleben!«, fuhr Elpiniki die Mädchen an.

»*Kita, kita*, schau mal, dein pummeliges Kerlchen läuft ganz hinten. Ach, Niko *mu*, ich brenne für dich!«

Da warf Elpiniki das Seil zu Boden, stapfte auf das Mäuerchen zu und zwickte ihre Schwester fest in die Wade.

»Schon gut, ich sag ja nichts mehr. Schau dir mal den blauen Fleck hier an! Wie erklärst du den heute Abend Mama?«

In dieser neuen Lebensphase, in der Panayota von ihren Gefühlen überwältigt wurde, kam sie sich einsam und verletztlich vor. Mädchen konnten manchmal noch unbarmherziger sein als Jungen. Was war bloß los mit ihr? Eines Morgens war sie aufgewacht und hatte gemerkt, dass die schmalzigen Lieder mit dem vielen »ach, ach«, über die sie früher nur gelacht hatte, sie auf einmal berührten. Manchmal empfand sie etwas und hätte nicht mal zu sagen gewusst, ob es Freude oder Trauer war. Morgens hatte sie manchmal den dringenden Wunsch, vor der Schule zum Quai zu gehen und lange auf das Meeresblau zu starren.

Das Seil drehte sich wieder. Die Jungen stellten sich hintereinander auf und marschierten im Gleichschritt den ganzen Platz ab, dass es nur so staubte. Sie kamen am Kaffeehaus vorbei, wo man sie

teils gleichgültig, teils schmunzelnd beobachtete, an der Bäckerei, aus der es nach frischem Baguette duftete, am Helva-Verkäufer, der am anderen Ende des Platzes vor dem Brunnen vor sich hin döste. Der Lehrling des Kaffeehauswirts schüttete vor der Laube einen Eimer Wasser aus. Stavros ging nicht ganz vorne weg, zählte aber zu denen, die den Marsch sangen. Als sie gerade in die Menekşe-Straße einbiegen wollten, in der Panayota wohnte, wurde ein Brüllen laut.

»Was soll dieses Affentheater?!«

Die brüchigen Stimmen der Jungen verstummten augenblicklich. Nur der Fischerssohn Niko hängte noch ein *zito zito zito* dran, weil er als Letzter nicht gleich mitbekam, was los war, dann ebte auch sein Plärren ab. Panayota ließ das Springseil so abrupt los, dass Elpiniki fast darüber gestolpert wäre und einen Fluch ausstieß.

Davon bekam Panayota nichts mit.

Sie sah nur, wie ihr Vater mit seinen langen Beinen auf die Jungen zustürmte, die buschigen schwarzen Augenbrauen zusammengezogen, die feisten Wangen aufgeblasen, die Lippe unter dem Schnurrbart vorgeschoben wie bei einem schollenden Kind. Er erwischte die zurückweichenden Jungen beim Brunnen, packte Minas, der zuvorderst stand, an den Schultern und brüllte los: »Hört auf mit dem Getöse! Ihr solltet euch schämen!«

Vor Scham wusste vielmehr Panayota nicht, wohin sie sich verkriechen sollte. Sie strebte weg vom Springseil und von ihren Freundinnen, und möglichst weit weg vor allem von ihrem Vater, hin zu den schwarz gekleideten alten Frauen, die neben dem Kaffeehaus auf Stühlen oder auf den Stufen ihrer Häuser saßen. Eine von ihnen, Tante Rozi, sagte, als sie Panayota betreten herbeischleichen sah: »*Ela, ela, koritsi mu*. Komm, setz dich zu mir. Willst du eine Mandarine?«

Da schob Stavros die anderen Jungen beiseite und baute sich vor dem Krämer Akis auf. Er war ebenso groß wie dieser und stach mit seinen gebräunten, muskulösen Armen und Beinen aus den anderen hervor, doch in der Breite konnte er mit Akis nicht mithalten, denn jener war nicht nur hochgewachsen, er war ein Hüne und hatte in seiner Jugend Ringkämpfe bestritten. Einer seiner Arme war in etwa so dick wie die beiden Arme Stavros' zusammen. Obwohl er an die fünfzig war, hatte er noch kein einziges graues Haar. Die Augenbrauen, die Haare, der dicke, über die Lippen hinausstehende Schnurrbart, alles war so schwarz und glänzend wie das Fell afghanischer Pferde.

»*Kiry*e Akis, die griechischen Soldaten kommen wirklich. Wir wissen es diesmal aus sicherer Quelle, nämlich von Engländern, die vor dem Sporting Club stehen, und die haben es von ihrem Konsul.«

Es kam ein heftiger Wind auf. In den Geruch nach frischem Brot mischte sich der für Bornova typische Jasminduft. Die alten Frauen schlossen die Augen, als beteten sie. Panayota drückte der Magen wie früher, wenn sie zu viel von dem rohen Teig aß, den ihre Mutter für Böreks ausrollte. Sie senkte den Kopf und sah auf die rosafarbenen Satinschuhe hinab, die sie erst am Monatsanfang bei Xenopoulo in der Franzosen-Straße gekauft hatten, weil ihre Füße so gewachsen waren. Sie waren blitzsauber und hatten schwarze Kordeln und winzige Absätze, doch was hatte sie nun davon? Ihr war jämmerlich zumute. Laut seufzte sie. Tante Rozie schälte noch eine Mandarine, eine der letzten der Saison, und hielt sie ihr ihn. Wortlos nahm sie die Frucht an, befreite sie mit ihren langen, dünnen Fingern von ein paar weißen Häutchen und aß sie langsam.

Auf dem Platz warteten alle mit angehaltenem Atem darauf, was Akis sagen würde. So als ob die griechischen Schiffe tatsächlich kommen würden, wenn nur der Krämer daran glaubte. Die Tavla-Spieler im Kaffeehaus behielten die Würfel in der Hand und sahen zu der Gruppe hinüber, Afrula und Tasula kauten keine Sonnenblumenkerne mehr, und weder hörte man Gebetsketten klappern noch die

Wasserpfeifen blubbern. Selbst die Straßenverkäufer stellten ihre Tablett und Krüge auf dem Brunnenrand ab und horchten auf das Gespräch zwischen Akis und den Jungen.

»Wenn sie kommen, dann sollen sie kommen. Was schert euch das? Was soll dieser Radau? Glaubt ihr etwa, die kommen, um für euch ihr Leben zu lassen?«

Da wurde es auf dem Platz auf einmal lebhaft. Da Akis ihr Kommen nicht leugnete, kamen sie also wirklich! Minas schob sich wieder an Stavros vorbei. Er war ein mickriger Junge, der es aber faustdick hinter den Ohren hatte. *Pire* Minas nannten sie ihn, den Floh. Mit seiner Flinkheit und Wendigkeit brillierte er bei den Fußballspielen zwischen den Stadtvierteln. Ihm war es zu verdanken, dass sie im letzten Monat die Mannschaft des armenischen Gymnasiums besiegt hatten. In der nächsten Woche sollte es gegen die Jungen der englischen Schule in Bornova gehen. Aus seinem Ruhm war Minas so viel Selbstvertrauen erwachsen, dass er um die schöne Adriana warb, die wie seine große Schwester wirkte.

»Nicht für uns lassen sie ihr Leben, sondern für Großgriechenland!«

Selbst im rosigen Abendlicht und vom anderen Ende des Platzes her sah Panayota, dass ihrem Vater das Blut ins Gehirn schoss und seine Wangen sich wutrot färbten. Wenn er außer sich geriet, dampfte um seinen dunklen Kopf ein dünner grüner Rauch auf, den nur Panayota und Katina wahrzunehmen wussten. Im Erker ihres Hauses im ersten Stock hatte denn Panayotas Mutter auch die Tischdecke ausgeschüttelt und aufs Fensterbrett ein Kissen gelegt, auf das gestützt sie nun wie alle anderen den Streit beobachtete. Ihr ansonsten meist abwesender Blick hatte etwas Verschmitztes. In Panayota wallte zunächst etwas auf, dann aber wandte sie sich wie Hilfe suchend der alten Frau neben sich zu. Tante Rozi hielt ihr lächelnd noch eine Mandarine hin. Die Anspannung auf dem Platz schien sie nicht zu kümmern.

»Ihr seid Dummköpfe!«, röhre Akis. »Nichts weiter als Dummköpfe! Von wegen Großgriechenland! Von wegen Freiheit! Was bildet ihr euch eigentlich ein? Wenn die kommen, dann nur, um uns Scherereien zu bringen!«

»*Kiry* Akis, sagen Sie doch nicht so etwas«, protestierte Stavros. »Wir sind vom gleichen Blut.«

»Höchstens entfernte Verwandte!«, rief jemand aus dem Kaffeehaus. »Von der Sorte, mit der man sich nicht gerne trifft!«

Alles lachte. Stavros' Gesicht wurde vom Abend beschattet, Panayota krampfte sich der Magen zusammen. Die *Tavla*-Spieler waren auf den Fortgang des Gespräches neugierig und kamen, ohne die Würfel aus der Hand zu legen, auf den Platz. Um die Jungen und Akis bildete sich ein immer dichter Kreis.

Akis sah jedem der Jungen nacheinander ins Gesicht.

»Jungs, seid vernünftig«, sagte er leise. »Fallt auf diese Geschichte mit Großgriechenland nicht herein, das kostet euch bloß den Kopf. Die Großen spielen ihre Spielchen, aber als Kanonenfutter benützen sie immer junge Kerle wie euch. Ihr lebt hier in der schönsten Stadt der Welt, und zwar wie die Maden im Speck, was kümmert euch, von wem wir regiert werden? Meint ihr etwa, so gut würde es uns gehen, wenn wir unter der Fuchtel Griechenlands lebten? Fahrt doch mal nach Athen, wenn ihr mir nicht glaubt. Schaut euch um, ob dort irgendwas mit unserem herrlichen Smyrna mithalten kann. Und kommt dann wieder heim und seid dankbar für alles, was wir hier haben.«

Die Schatten ließen Stavros' knochiges Gesicht härter wirken. Die mandelförmigen grünen Augen blitzten in der Dämmerung auf wie Katzenaugen. Panayota spürte in ihrem Bauch einen Motor losbrummen. Obwohl in Stavros das Blut hochkochte, gelang es ihm, einen respektvollen, sanften Ton anzuschlagen.

»*Kiryé* Akis, wie können Sie das sagen? Haben Sie vergessen, was 1914 passiert ist? Was Menschen von unserem Blut alles erlitten haben? Dürfen wir vor solcher Pein die Augen verschließen, nur damit wir weiter in Wohlstand leben? Wenn wir jetzt nichts unternehmen, wird es uns eines Tages selbst übel ergehen, das wissen Sie doch auch. Ihre eigenen Söhne ...«

Als er sah, wie Akis' Gesicht sich schmerzlich verzog, hielt er inne. Panayota hielt sich erschrocken die Hand vor den Mund und sah zum Erker ihres Hauses hinauf. Ihre Mutter jedoch blickte mit einem leisen Lächeln zum Mond empor, der hinter der Kadife-Festung aufging wie ein kupfernes Tablett. Stavros' letzte Worte hatte sie zum Glück nicht gehört.

Der Junge wechselte das Thema.

»Die Zeiten haben sich geändert, *Kiryé* Akis. Das Osmanische Reich ist so gut wie tot, das wissen Sie doch auch. Die Partei hat sich selbst aufgelöst, und der Sultan ist eine Marionette der Engländer. Das Land wird ganz bestimmt aufgeteilt, aber wollen Sie etwa, dass Smyrna an die Italiener geht? Die Freiheit, nach der wir uns seit Jahrhunderten sehnen, steht praktisch vor der Tür. Jedes Volk wird über sein eigenes Land bestimmen, das hat der amerikanische Präsident gesagt. Da ist es ganz natürlich, wenn unser Smyrna zu einer Provinz des unabhängigen Griechenlands wird. Etwas Vernünftigeres gibt es doch gar nicht?«

Akis lächelte bitter. Dass der Sultan eine Marionette der Engländer war, hatten die Jungs also gemerkt, doch wer bei Venizelos die Fäden zog, das sahen sie nicht. Mit einem Mal war er völlig erschöpft. Die Erinnerung an seine beim Arbeitsbataillon umgekommenen Söhne erfüllte ihn nicht mit Wut, sondern mit einem Schuldgefühl. Hätte er sie doch bloß auf dem Dachboden versteckt, wie manche Familien das getan hatten, oder sie irgendwie nach Griechenland geschleust ... Hätte er gewusst, dass der verdammte Krieg vier Jahre lang dauern würde, hätte er sie eben vier Jahre lang verborgen, andere Familien hatten das auch geschafft. Stavros' älterer Bruder etwa hatte vier Jahre lang wie eine Ratte auf dem Dachboden vegetiert, aber er hatte überlebt. Und nun spazierte er auf der Straße herum und lief zum Quai, um die Soldaten Venizelos' zu begrüßen. Akis' Söhne dagegen hatten irgendwo in der anatolischen Steppe in einer verdreckten Zelle ihr Leben gelassen ... In seiner Seele war es schwarz wie Kaffeesatz.

Am anderen Ende des Platzes aß Panayota aufatmend ein letztes Stück Mandarine. Der grüne Wutrauch, der das Haupt ihres Vaters umgab wie ein Heiligenschein, war verdampft. Es mochte ihren Vater besänftigt haben, dass Stavros zu ihm höflich geblieben war und dass die Jungen, die er alle hatte aufwachsen sehen, eben idealistische Schwärmer waren. Er selbst wollte ja auch nicht, dass in Smyrna die Italiener das Sagen hatten. Und nach kurzem Aufbrausen beruhigte er sich meist.

Bevor er ins Kaffeehaus zurückkehrte, klopfte er mit seiner riesigen Pranke Stavros auf die Schulter.

»Passt auf, Jungs. Passt mir bloß auf. Glaubst nicht alles, was die Europäer von sich geben. Fallt auf ihr übles Spiel nicht herein. Die benutzen euch nur, und dann geht es euch an den Kragen, und uns auch ...«

Die Jungen zogen ab in Richtung Englischs Krankenhaus und kickten dabei verdrossen Kiesel aus dem Weg. Aus den Häusern roch es nach Gegrilltem. Eine dünne Frauenstimme war zu hören. Sie sang das Lied, das Afrula und Tasula zuvor angestimmt hatten.

Ach, wie ich für dich brenne,
ach, wie sehr ich dich liebe.

Eine Dampfersirene ertönte. Ein Mann kam mit einer Stange auf den Platz und zündete die Straßenlaternen an. Hinter den Bergen donnerte es. Panayota stand auf. Sie hatte ihrer Mutter versprochen, ihr beim Zubereiten der Makrelen zu helfen, die der Fischer am Morgen gebracht hatte. Und Brot musste sie auch noch besorgen. Sie gab Tante Rozi einen Kuss und wartete ab, bis die Frau über ihrem Kopf drei Mal das Kreuzzeichen geschlagen hatte. Dazu musste Panayota sich weit vorbeugen, so groß war sie mittlerweile schon.

Stavros stapfte noch immer, die Hände in den Taschen vergraben, mürrisch vor sich hin. Panayota verlangsamte ihre Schritte. Vielleicht konnte sie auf dem Weg zur Bäckerei ein paar Worte mit ihm wechseln. Minas und ein paar andere pfffen ihr hinterher. Stavros tat das nicht, doch als Panayota, bevor sie in die Menekşe-Straße abbog, noch mal hinübersah, begegnete sie den grünen Augen des Jungen, und durch ihren Bauch ging eine warme Welle, wie von einem Wüstenwind.

Mit der Baguette unter dem Arm, von der sie schon ein Stück abgebissen hatte, ging sie durch die blaue Tür neben dem Laden ihres Vaters und hüpfte die Holzterasse hinauf, voller Gefühle im Herzen, die sie nicht zu deuten wusste.

Als sie die Küche betrat, in der Katina die Makrelen in Mehl wendete, war sie von dem Sturm, der in ihr tobte, ganz benommen. Obwohl sie wusste, dass ihre Mutter schimpfen würde, fing sie an zu pfeifen. Wenn doch nur schon morgen wäre und sie Stavros wiedersehen könnte! Falls aber ... falls aber am nächsten Tag tatsächlich die griechische Flotte in den Hafen einlaufen und ihr Vater ihr deswegen verbieten sollte, auf die Straße zu gehen, würde sie Stavros einen ganzen Tag lang nicht sehen. Als ihr das einfiel, stöhnte sie unwillkürlich auf.

»Was ist denn los, *kori mu*? Geht es dir gut?«

»Die griechische Armee soll kommen, hast du gehört?«

»Hoffen wir das Beste, *yavri mu*.«

»Unsere Lehrerin hat gesagt, wenn der große Tag kommt, wird die ganze Klasse die Soldaten begrüßen. Also kleide ich mich morgen ganz weiß, und du musst mir noch heute Abend eine Krone aus Lorbeerblättern flechten. Und aus der Truhe holen wir die Fahne, die wir gestickt haben.«

Katina wischte sich an ihrer Schürze die Mehlhände ab und wandte sich ihrer Tochter zu. Wenn sie die ohnehin kleinen Augen zusammenkniff, sah sie aus wie eine Chinesin. Eine rothaarige, sommersprossige kleine Chinesin.

»Papa will nicht, dass du morgen in die Schule gehst.«

Darauf war Panayota schon gefasst, und doch musste sie sich wundern, dass er schon Zeit gefunden hatte, mit ihrer Mutter darüber zu sprechen.

»*Mana mu!* Ist das dein Ernst? Die ganze Klasse geht hin, und ich soll zu Hause bleiben? Also wirklich, das darf doch nicht wahr sein!«

»Das könnte gefährlich werden, Schätzchen. Es sind unruhige Zeiten. Die Türken sollen sich schon organisiert haben. Angeblich lassen sie Verbrecher aus dem Gefängnis frei. Wie sollen wir dich da alleine auf die Straße schicken?«

An die ständige Unrast ihrer Mutter war Panayota gewöhnt. Seit dem Tod ihrer beiden Söhne fürchtete sie erst recht um ihre Tochter. Der wichtigste Grund veranlasste sie zu Argwohn. Panayota verdrehte die Augen.

»Wer sagt denn, dass ich da alleine bin? Die ganze Schule geht runter zum Quai. Die Mädchen von Kentrikon kommen auch. Und die von Agia Dimitiri ... Elpiniki und Adriana ... Sogar die Kleinen sind dabei. Die Jungs von Evangeliki. Einfach alle. Wir ziehen zur Uferpromenade hinunter wie antike